



Abend-

Zeitung.

142.

Donnerstag, am 14. Juni 1832.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler [Th. Heil].

Der schwarze Kopf.

(Fortsetzung.)

Die Ruhe kehrte nun in die Rue de la Féronnerie zurück; das herabsinkende Dunkel befestigte sie, und nichts blieb von dem ganzen Tumulte übrig, als eine ungewöhnliche Anzahl von Gästen in den benachbarten Kaffeehäusern. Es konnte nicht fehlen, daß unter dem Pöbel, welcher das Wunderhaus umstand, auch viele Mitglieder der bessern Gesellschaft nach und nach sich eingefunden hätten. Diese entwichen jetzt theils in das Caveau, dem größten und berühmtesten Weinhause dieses Viertels, theils in den minder glänzenden, aber desto besuchteren Kaffee-Procopé, den Versammlungsort der Schöngeister von Paris in dieser Periode. —

Hier hatten Wirth und Kellner nun vollauf zu thun; denn gleichsam als könne Niemand sich entschließen, so schnell die Gegend zu verlassen, wo seine Neugier heute einen so anhaltenden Kampf bestanden hatte, war fast jeder, der sonst auch in vielen Monaten den Procopé nicht zu besuchen pflegte, doch, von den Erwartungen des Tages erschöpft, an diesem Abend zu ihm geflüchtet, um vielleicht einen, seit dem Morgen heraufgesammelten Hunger nun hier auf's schnellste zu befriedigen.

War nun gleich der Procopé in keiner Art mit den glänzenden Anstalten dieser Art, welche jetzt den ersten Rang in Paris einnehmen, zu vergleichen, und

möchten seine dunklen Gewölbe gleich den heutigen Pariser, gewöhnt an den Glanz seiner Feensäle von Mille-Colonnes, Orleans, Joy und Montansier, sehr wenig angesprochen haben, so galt er doch damals für den feinsten und besten Kaffeesaal der Hauptstadt. Das Souterrain war weit, lustig und hinreichend von acht bis zehn Lampen erhellt, um nöthigen Falls die einzige Zeitung lesen zu können, die damals in Paris erschien; etliche zwanzig eichene und einige Marmortische standen neben großen hölzernen Sesseln zur Aufnahme der Gäste bereit, und in einer Ecke dehnte sich sogar eine Art von rohrgeflechtener Ottomane hin, die der vorbehaltene Platz einer bestimmten Gesellschaft war, welche sich jeden Abend nach dem Schluß der drei Schauspielhäuser, die Paris damals enthielt, hier versammelte, um einen bescheidenen Milchreis, nebst einer Flasche Chabloyweins bei heiterem Geplauder zu verzehren. Die Genüsse, welche der Procopé gewährte, waren nicht sehr mannichfaltig. Kaffee und das ganz neue Getränk der Königin, die Chocolate, einige Weinsorten und der schon erwähnte Milchreis, mit einem oder dem andern Gebäck, war alles, was seine Vorräthe darboten; aber dennoch fehlte es ihm weder an Gästen, die hier gern zusammenkamen, noch diesen Gästen an heiterm Scherz und guter Laune, den standhaften Begleitern des gesprächliebenden Franzosen.

Alle Tische waren besetzt; auch die Rohr-Ottomane hatte bereits einen Theil ihrer gewöhnlichen

Gäste aufgenommen und erwartete die noch fehlenden. Drei Gestalten, welche fast jeder Pariser kannte, nahmen den Hintergrund der Ecke ein, die sie umzog. Die Erste, eine kleine muntere und höchst bewegliche Figur, von dem lebendigsten Mienenspiel und einer Unruhe, die den andern oft zum Spott gereichte, gehörte dem bekannten Schauspieldichter und Eigenthümer des Theaters de la Foire Francisque an, den gefürchteten Gegner der Römer, wie man die Mitglieder und die Beschützer des Théâtre français spottweise nannte. — Die mächtigsten Streiche des Witzes und der Satyre, welche in Paris gegen diese fielen, nahmen ihren Ursprung in seinem beweglichen Kopf, und Francisque war die Seele der Partei, welche sich gegen die Annahmen jener strengen Bühne auf Tod und Leben verschworen hatte. Diese Opposition hatte ihn zum reichen Manne gemacht; sein Theater, auf dem der ausgelassenste Witz zur Alleinherrschaft berufen war, war jeden Abend mit Besuchern überfüllt, und alles was sich an den bald geistreichen, bald derben Späßen erfreute, mit denen die komische Oper gegen die Römer zu Felde zog, erkannte Francisque die Ehre eines Halbgottes zu.

Ihm zur Seite schlürfte eine mehr ernste als heitere Gestalt behaglich ein Glas Chablis nach dem andern. Es war Dominique, der Vertraute und Verbündete Francisque's, aber ungeachtet dieser Genossenschaft wegen der Kärglichkeit seiner Besoldung mit ihm in beständigem Hader. In dem sonderbarsten Verhältnisse von der Welt führte dieser Hader das gute Vernehmen der beiden Freunde jedoch nicht; Francisque steckte geduldig und lächelnd die satirischen Ausfälle seines Verbündeten ein, stimmte wohl selbst in seinen Spott gegen seinen Geiz mit ein, und hatte immer einen neuen Schwank bereit, der den Freund, so oft dieser zudringlich ward, schnell auf andere Gedanken bringen mußte. Kam aber eine solche Idee auf's Tapet, so waren Dominique's Klagen vergessen; sein Ernst wich plötzlich der tollsten und ausgelassensten Laune, in der ihn keiner überbot; er vergaß seine Armuth, welche sein Freund nicht ohne gute Absicht künstlich erhielt, und ergoß sich in immer neuen und witzigen Ausschmückungen der hingeworfenen Idee. Bei der Flasche selbst ging man nun an die Ausbildung des ergriffenen Stoffes und ehe zwei Stunden vergingen, war eine neue komische Oper, eine Farce, ein neues Vaudeville beendigt, welche wenige Tage später ganz Paris zu belachen herbeieilte. Dominique war in seinem Element, vierzehn Tage ver-

gingen ihm in Glück und Selbstvergessen hin, ehe er seinen Freund wieder zu schrauben Gelegenheit fand, Francisque steckte das gewonnene Geld ein und erwartete nun ruhig des Freundes Klagen, zu deren Berichtigung er sich stets auf einen neuen witzigen Gedanken verließ.

Zwischen diesen Beiden mitten inne saß gewöhnlich eine heitere und gutmüthig lächelnde Mannesgestalt von schlankem und hohem Wuchs, die, wie wohl in vorgerückteren Jahren als die beiden Freunde, die Spuren einer unlängst gewichenen Schönheit noch unverkennbar an sich trug. Die Blicke aller Anwesenden im Procope waren meistens auf diese Gestalt gerichtet, welche Niemand ohne neugierige Theilnahme betrachten konnte; vielmehr zeigte sie oft einer dem andern mit Mienen und Winken, doch so leise, als fürchte er unterdeß ein Wort von dem Gespräch zu verlieren, in dem die drei Verbündeten begriffen waren. Der Dichter des „Diablo boiteux“ und des „Gil Blas“ — denn Niemand anders als dieser war diese Gestalt — hörte gewöhnlich mehr zu, als daß er selbst sprach — der Geist der Beobachtung ruhte auf seinem leichten, seelenvollen Auge; allein wenn er, was gewöhnlich einmal an jedem Abend geschah, das Wort nahm und nun die reiche Witzader, welche sich in ihm verbarg, frei ausströmen ließ, so geschah es nicht selten, daß die Gäste des Procope ihre Flaschen und Tassen vergessend, auf Stühl und Tische stiegen, um seinen begeisterten und ergößlichen Reden zuzuhören. Le Sage ward davon nichts gewahr; sein Eifer riß ihn in solchen Fällen dergestalt hin, daß seine Gedanken wie Blitze in Worten spielten, daß er sich selbst, seine Umgebung, selbst seine Freunde vergaß, und wie ein trunkener Jünger des Romus alles umher in ein schallendes Gelächter versetzte, während er selbst beinahe ernst blieb. Solche Momente erschöpften jedoch seine Kraft; er fiel nachher in Abspannung, beklagte sich, nichts mehr deutlich zu sehen und zu hören, und nahm von seinen Freunden stummen Abschied.

Von je an hatte Le Sage nämlich unter einem sonderbaren und seltsamen Einfluß des Taggestirnes gestanden. Am Morgen erstand er kräftig von seinem Lager, seine Laune, seine Heiterkeit wuchs, alle Seelenkräfte steigerten sich, so lange die Sonnenscheibe am Horizont emporstieg — um Mittag hatte der phantastischste, ausgelassenste Witz seine Lippen zum Sitz erwählt. Von da ab erloschen seine Gedanken — am Abend war er oft einsylbig, mürrisch, untheils-

nehmend, und nur irgend eine starke Veranlassung konnte ihn zu den Ausfällen erregen, welche die Gesellschaft im Procepe entzückten, und in deren Folge er gewöhnlich alle seine Kräfte weichen sah.

Diese sonderbare Dienstbarkeit machte den Umgang mit ihm schwer und ungleich. Le Sage, der in den Morgenstunden alles was ihm nahe kam, durch seinen Wit ergöhte, war am Abend ein ernster misstrauischer Beobachter, ein bitterer Tadler, um Mittag aber der seine unvergleichliche Menschenkenner, welcher die Schärfe des Urtheils mit der erfindungreichsten Phantasie zu Schöpfungen verband, die seinen Namen unsterblich erhalten.

Seine Freunde hatten daher Recht, einen dreifachen Menschen in ihm zu unterscheiden. Den energischen Satyriker, welcher durch seine Morgenarbeiten Paris zum Lachen brachte, den gereizten mürrischen Gesellschafter, welcher ihnen am Abend oft schneidend und unhöflich herbe Wahrheiten sagte, und den erfindungsreichen, tiefen und beobachtenden Dichter, welcher in den Mittagstunden den „Diablo boiteux“ und den unvergleichlichen „Gil Blas“ schrieb, indem er seine „Pessen“ vom Morgen her ohne Gnade verurtheilte.

Einen ähnlichen Wechsel der Zustände, wenn gleich in geringerem Grade wie er, behauptete Le Sage an jedem geistig regsamen Menschen wahrzunehmen, und seine Freunde mußten ihm einräumen, daß er mit dieser Behauptung, welche Vieles sonst Unerklärbare erklärte, nicht gänzlich unrecht habe; denn mehr als wir ahnen, beherrschen uns alle Gestirne, Licht und Luft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der hungerige Magister.

Ein hung'riger Magister saß jüngst in seiner Kammer,
Es stand auf seinem Antlis Frost, Hunger, Noth und Jammer,

Doch declamirt' er freudig ein hochbegeistert Lied,
Das er in schwerer Stunde sich eben abgemüht.
Das Lied sprach mit Entzücken von unsrer großen Zeit,

Es zeigte mit Frohlocken die nahe Herrlichkeit,
Es sabelte von Gleichheit, von edlen Völkerrechten,
„Fluch, rief es, allen Fürsten, und Freiheit allen Knechten!

Fort mit dem ganzen Adel, der Mensch sey frei und gleich!

Fort mit den kleinen Fürsten, es sey ein deutsches Reich!

Frei, so wie der Gedanke, sei auch die Presse frei!

Dann kommt mit deutscher Freiheit die gold'ne Zeit herbei.“

Indem er perorirte, trat sacht sein Freund heran,
Der rief mit lautem Lachen: „Nein, sprich, was sicht Dich an?

Auch Du ein Freiheitsfänger, Du ängstlich armer Wicht?

Wie friedlich, sanft, manierlich war früher Dein Gedicht!“

Der hung'rige Magister mit leiser Stimme sprach:
„Ach Gott! Mein armer Magen rief diese Töne wach;
Ich lebe von der Feder und schreibe nur — was geht.

Verloren ist der Meister, der's Handwerk nicht versteht.
Nur Polen-, Freiheitlieder sind heut zu Tage Brauch,
Vielleicht ist's morgen anders, dann — schreib' ich anders auch.

G. von Ludwiger.

Der Honigvogel, ein Bild der Kritik.

Der Pater Lobo, ein portugiesischer Missionair, erzählt, daß es in Abyssinien viele wilde Bienen gibt, die ihren Honig in hohlen Bäumen verbergen. Der Reisende, der sie um sich herumschwärmen sieht, während einer mühevollen Tagereise, wo er den brennenden Sonnenstrahlen fast erliegt, bedauert schmerzlich, ihren Bau nicht entdecken zu können, dem er gern ein Paar Honigscheiben rauben möchte, als plötzlich ein Vogel ihm erscheint, ihn mit den Flügeln schlägt und absichtlich einzuladen scheint, ihm von Baum zu Baum bis zu dem zu folgen, in welchem die Biene ihren Schatz verborgen hat. Da bleibt dann der Vogel sitzen und singt sein wohlklingendes Liedchen, zufrieden damit, wenn der Reisende, nachdem er den eignen Hunger gestillt hat, seinem Führer ein Theilchen der Beute übrig läßt. Das ist der Moroc oder Cucalus indicator (Honigvogel) des Linnée. — Bruce, der zwei Jahrhunderte nach Pater Lobo reiste, hat in Abyssinien auch diesen Wundervogel angetroffen, behauptet aber, daß der Moroc statt anzuzeigen, wo Honig zu finden sey, lieber selbst auf die Bienen Jagd mache und sie vernichte. — In der Literatur gibt es einen guten und einen bösen Genius der Kritik. Der gute ist der Moroc des Pater Lobo, der, indem er mit uns sympathisirt, sich's zum Vergnügen macht, das neue Gedicht oder den neuen Roman anzuzeigen, der unsere Mußestunden beleben kann. Der schlechte ist der Moroc von Bruce, er schweigt von dem verborgenen Schätze, oder verfolgt und zerreißt die armen Autoren.

H.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften

Correspondenz-Nachrichten.

Hannover'sche Chronik.

(Fortsetzung.)

Die Grazie, Leichtigkeit, Gewandtheit der beflügelten Feldmann und omphalisch-reichen Venoni wurden fortwährend bewundert und das à plomb der Letztern — klingt nicht so der Kunstterminus? — durch welches sie den schwindelerregenden Kreisel plötzlich abschneidet, und dem hochfliegenden Gewande zu frühe Ruhe gebot, wurde unzählige Mal mit stürmischem Applaus accompagnirt.

Unsere Schauspieler präsentirten sich im Anfange dieses Monats nur in alten, längst besprochenen Erücken. „Gleiche Schuld“, „Nummer 777“ — worin Hr. Struve als ein Pfeffer aus Cayenne sich heroorthat; — „Freien nach Vorschrift“, „Brand-schazung“, „Fest der Handwerker“, „Der Mann mit der eisernen Maske“ zogen vorüber. Letzteres Drama hat für die Hannoveraner ein zufälliges Interesse bekommen, denn in der Rolle des St. Mars betrat der in ganz Deutschland rühmlichst bekannte Paulmann zuletzt für immer die Bühne. Zwei Tage nach dieser Vorstellung, am 7. März, traf ihn während der Probe zu dem Schauspieler: „Die Royalisten“ ein apoplektischer Anfall, der sich an demselben Tage nochmals wiederholte, die linke Hälfte seines Körpers völlig lähmte und in dessen Folge der kräftige 43jährige Mann am 12. schmerzlos entschlief, um hier nie mehr zu erwachen. Zu Hannover von armen Aeltern niedern Standes geboren, konnte Paulmann mit schönem Stolz von sich sagen: „Was ich bin, wurde ich durch mich selbst!“ — Und Paulmann war etwas. Wenn auch nicht klassisch ausgebildet, besaß er einen Schatz von Kenntnissen, eine Belesenheit in allen Wissenschaften, die nur irgend Bezug auf seine Kunst haben und dem praktischen Künstler nützen können, wie Wenige seines Gleichen besitzen mögen; er war, was man einen feinen Kopf nennt, voll Laune und Humor, im Besitz eines schlagendes Witzes, nie um eine treffende, geistreiche, siegende Antwort verlegen, und dadurch im geselligen Zirkel der beliebteste Gast; als Künstler wagen wir es, ihn zu den ersten Darstellern des deutschen Vaterlandes zu zählen und dürfen keinen Widerspruch fürchten; sein Fleiß, seine Ausdauer bei dem Studium eines neuen Charakters war unglaublich, jede neue Aufgabe machte ihn auf Wochen zum Eremiten; er lebte in der Kunst und betrachtete sie nicht leichtsinnig, wie so viele reicher bezahlte Kunstjünger, nur wie eine Milchkuh; daher trug jede seiner verschiedenartigsten Darstellungen auch den Stempel des Vollendeten; darum sah man nicht ihn, sondern die Person des Gedichtes und selbst seine individuellen Ansichten, seine grelle Phantasie, die ihn zuweilen in das Barocke und Groteske hineinriß, seine fast eigensinnige Achtsamkeit auf das kleinste Requisite von der Haarlocke bis zur Schuhschnalle hinab, wurden interessant, weil das, was Pedanterie schien, von den Fittichen eines eminenten Genies getragen und gehoben wurde. Paulmann's Leistungen stellten sich außerdem nicht dar als Kinder der Gewohnheit und Ma-

nier, denn er war vielseitiger als irgend einer seiner Zeitgenossen in Apollo; Franz Moor und Magister Bäckling, Lear und Shylok, der arme Voet und König Philipp, Marinelli und der Nachtwächter, Wurm und Herr von Springer geben die Beweise dafür; aber er durfte es wagen, alle Meere der Kunst zu beschiffen; denn wir haben bis jetzt keinen Schauspieler gekannt, der alle Bilder seiner Phantasie so fest, sicher und leicht plastisch hinzustellen vermochte, und dieses Naturtalent ist es ja, das den wahren Beruf zum Schauspieler darthut und den Anspruch auf den ächten, unverwelklichen Lorbeer seiner Kunst bedingt. Daß die Mitglieder unseres Hoftheaters empfanden, wie viel die deutsche Bühne durch Paulmann's Tod verloren, bezeugte seine solenne Bestattung, der Kranz auf seinem Sarge und die Leichenseier an seiner offenen Gruft. Paulmann war nicht Mitglied unserer Bühne, er war seit mehren Monaten für Gastspiele engagirt, und ein zu Ostern beabsichtigtes Engagementprojekt hatte sich wiederum zerschlagen. Er wollte im April die Vaterstadt neuerdings verlassen, doch sie hielt ihn fest, und er fand seine letzte Wiege da, wo seine erste gestanden. Die Theatercomité bewilligte den Nachgeliebten — Paulmann hinterließ zu Cassel eine Frau und vier Kinder — eine Benefizvorstellung; es gingen einige hundert Thaler ein, jedoch dünkte uns der Andrang zu dieser Libation nicht warm genug, da uns dieser Abend als eine letzte Opferfeier erschien, dem Schatten eines Mannes gebracht, der uns so manche schöne Stunde bereitet, und — nun gar bald vergessen sein wird, weil er zu der Kunst geschworen, deren Werke der Augenblick gebiert, der Augenblick vernichtet, die nichts Irdisches nachläßt, sondern nur in geistiger Erinnerung ihre Monumente hat, ein Boden, den kein Granit befestigt. Trauriges Loos; die Schattenseite einer so anlockenden, buntgeschmückten, gefeierten, reichbelohnten, darum so verführerischen Kunst! —

Neu war Dominique oder der Bund mit dem Bösen, aus dem Französischen von Theodor Hell. Die Idee des Románchens ist recht nett. Ein wahrhaft poetisches Genie hätte aus der darin vorwaltenden Idee etwas Treffliches entwickeln können, und Theodor Hell hätte daran arbeiten, nicht bloß übertragen sollen, da das französische Original zu dem wenigen Wein gar zu viel Seine-Wasser gemischt enthält, und neben dem einzelnen frischen Blütenzweig Duzende durrer, trockener Aeste hängen. Hr. Grabowsky trug viel Laune in den Haupthelden, und seine Denise, Dem. Reimann, griff dem mit sich selbst zerfallenen und in seiner Verzweiflung die Welt gar arg zergeißelnden Burschen treu und warm unter die Arme.

Ein Gast von Bedeutung kehrte bei uns ein, Hr. D. Wagener, vormalig Requisiteur des Dresdener Hoftheaters, ein Mann als geistreicher Literat bekannt, ein Mann, den nach einem reichhaltigen, fast abenteuerlichen Jugendleben (er studirte Jus und Theologie, focht bei Leipzig unter den Preußen, bei Waterloo unter den Braunschweigern) die reine, unbeswingbare Liebe zur Kunst auf die Weimar'sche Bühne trieb.

(Die Fortsetzung folgt.)